

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

3. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Mittwoch, den 10. Januar 1917

Fernsprecher:
Königstein 44

Nummer 2

Die den Weg bereiten.*)

Ein Zeitroman von Anny Wothe.

— Nachdruck verboten. —

21

Mit Aufgebot ihrer ganzen Kraft hatten die beiden den Verwundeten wieder auf sein Lager zurückgezwungen.

Dem Landrat stand der Angstschweiß in dicken Tropfen auf der Stirn. In dem Antlitz der Frau zuckte kein Muskel.

„Wir werden doch eine Ganzpackung machen müssen,“ entschied sie ruhig. „Wollen Sie mir helfen?“

Hinrich Dahlgren konnte nur nicken. — Er war also doch nicht ganz überflüssig — er konnte helfen, sich nützlich machen. Noch nicht ein Wort hatte er bisher zu Heilwig verlauten lassen, er konnte es auch jetzt nicht. —

Ruhig und bestimmt gab die Schwester ihre Anweisungen. Als er aber mit Hilfe Heilwigs das nasse Kissen um die fieberheißen Glieder seines Kindes schlang, da fiel ihm plötzlich ein, daß er schon einmal mit dieser Frau gemeinsam an dem Lager seines Jungen gewacht. Damals, als Klaus noch ganz klein war, hatte diese Ganzpackung, die er dem Kinde im Verein mit der Mutter vor mehr als zwanzig Jahren machte, den Jungen einst vom Tode errettet.

Ob sie wohl auch daran dachte?

Rein Zug in dem unbewegten Gesicht der Frau verriet ihre Gedanken, und Hinrich Dahlgren betete aus Herzensgrund:

„Lieber Gott, laß es noch einmal des Kindes Rettung sein! Sei barmherzig, mein Herr und Gott. Laß mir den Jungen — und ich will versuchen, ob ich vergeben kann!“

Und als habe Gott sein Opfer angenommen, so veränderte sich alsbald der Kranke. Ein paar mal atmete Klaus noch tief auf, dann sank er in die Rissen zurück.

Wie im Traum haßte er nach Heilwigs weißen Händen.

„Sie sind wie weiße Vögel — diese Hände, Vater,“ flüsterte er. „Ich liebe sie — diese Hände. So weich und schön und zart müssen Muddings Hände sein.“

Jetzt lachte Klaus leise, fast verschmimt, vor sich hin und hob das Elserne Kreuz, das seine fiebernde Hand noch immer umtrampfte, gegen seinen Mund.

„Das bringe ich meiner Mutter,“ flüsterte er geheimnisvoll. „Bading sagt zwar, sie hätte uns verlassen, als wir noch klein waren — aber Tante Tina meint — ja — weil sie so tief unglücklich war — aber nie schlecht — — Ich will ihr das Kreuz bringen — dann wird Mutter stolz auf mich sein — und nicht mehr weinen — nie mehr weinen.“

Noch einmal irrten die großen Blauaugen des Kranken von einem zum anderen, dann schlossen sie sich, und ein Lächeln zuckte um den bleichen Mund.

Unsicher sah der Landrat zu Schwester Heilwig herüber, und, obwohl sie sich Mühe gab, ihre volle Haltung zu be-

wahren, gewährte er doch den schweren Tropfen, der aus ihren Augen auf seines Kindes Wange fiel.

„Er schläft,“ sagte Hinrich Dahlgren.

Es war das erste Wort, das der Landrat an die Schwester richtete, aber es klang wie ein Jauchzen.

Sie nickte still, aber auch ihr Antlitz schien verklärt, als sie zögernd antwortete

„Ich hoffe, wir haben ihn über den Weg.“

Dann schwiegen sie beide und saßen stumm und behüteten den Schlummer ihres Sohnes. Oft fuhr der Verwundete zwar noch wild empor, aber immer wieder schloß er mit einem leisen Lächeln ein. Der Stabsarzt kam ein paar mal und verschwand ebenso schnell wieder. Das Fieber war gesunken. Nun hoffte auch er wieder. Was er sonst noch hoffte und dachte, das wußte nur eine große, warme Seele.

Als das Frührot mit dem ersten Schein in die Krankenstube brach, sah Klaus mit weitgeöffneten Augen seinen Vater lächelnd an.

Da stieg es, wie vor zwanzig Jahren, heiß in dem Herzen Hinrich Dahlgrens auf, nur daß er damals Hand in Hand mit seinem Weibe an dem Krankenbett seines Kindes stand und atemlos auf das junge Leben lauschte, das ihnen wieder geschenkt war, während heute diese Frau seine Feindin war — seine erbitterteste Feindin.

Er drückte inbrünstig die schmale braune Jungenhand und sagte leise:

„Du mußt jetzt schlafen, Klaus. Alle im Haus lassen dich grüßen, bald bin ich wieder bei dir. Und wenn der Doktor es erlaubt, kommen Tante Tina und die Mädels auch bald mal zu dir.“

Der Kranke nickte, aber seine Augen hingen forschend an dem Antlitz Schwester Heilwigs.

„Mutter,“ sagte er plötzlich leise und schloß die Augen. „Mutter!“

Ein Schauer rann durch Schwester Heilwigs Seele, aber sie rührte sich nicht und hielt die Augen gesenkt.

„Es ist Schwester Heilwig, deine Pflegerin,“ sagte der Landrat, und sein gebietender Blick zwang Heilwig, aufzusehen. Ernst und durchdringend richteten sich die grauen Frauenaugen auf ihn. Keine Spur von Scheu, kein schüchternes Zurückweichen, wie er es vielleicht erwartet hatte, sondern ein ganz bestimmtes, zielbewußtes Wollen stand darin, als sie zu dem Kranken trat und, die Hand auf seine Stirn legend, zu ihm sagte:

„Sie müssen jetzt schlafen.“

Gehorsam schloß Klaus die Augen, aber seine Finger haßten abermals nach ihren weißen Händen. Die ließ sie ihm, und Klaus schloß wieder ein.

Als der Stabsarzt kam, war er sehr befriedigt, aber er verwarnte Schwester Heilwig.

„Es darf kein Rückfall kommen, Schwester, die größte

*) Amerikan. Copyright 1916, by Anny Wothe-Mahn' Leipzig.

Ruhe und Schonung, und keine Aufregung. Schwester Anna kann Sie ein paar Stunden ablösen."

"Ich bin nicht müde, Herr Stabsarzt. So lange noch Gefahr besteht, bitte ich, mich hier zu lassen."

"Werden ja sehen," Hennede zuckte die Achseln. "Sie aber, lieber Herr Landrat, Sie gehen mal nach Hause, ein paar Stunden zu schlafen. Ihre Damen werden schon sehr lästlich Ihrer harren."

Und ohne weiteres schob er Hinrich Dahlgren in das Wohnzimmer und half ihm in seinen Mantel.

"Ich will jetzt auch ein Nickerchen machen," plauderte er harmlos, "es gab viel Arbeit diese Nacht im Lazarett, wir hatten 150 neue Aufnahmen, die wollen erledigt sein. Gegen einen kurzen Besuch einer Ihrer Damen habe ich heute nachmittag nichts einzuwenden."

"Und darf ich die nächste Nacht wiederkommen, Doktor, oder vielleicht noch eher?" fragte der Landrat, und der Stabsarzt lachte leise in sich hinein, daß der Gewaltige mit einem Male so bescheiden geworden.

"Wollen sehen, wollen sehen. Die Gefahr ist noch immer groß, und wir müssen vorsichtig zu Werke gehen. Jedenfalls kann Ihr Sohn nicht besser versorgt sein, als es von seinen Schwester Heilwigs geschieht. Sie können also außer Sorge sein."

Der Landrat drehte dem Stabsarzt kurz den Rücken und kramte grußlos aus dem Zimmer.

Hennede Fröding sah ihm fast gerührt nach.

Lieber, alter, ehrlicher Freund, dachte er, wie schwierig und weit ist deine Reise durch Menschenland zur Wahrheit! Wirst du den Weg je finden?

Dann ging er hinein zu Schwester Heilwig und dem Kranken.

Hinrich Dahlgren aber schritt in den klaren kühlen Frühlingsmorgen hinaus. Feiertäglich erschien ihm mit einemmal die ganze Welt. Sonntag war es, und die Kirchenglocken riefen zur Andacht. Kirchgänger kamen und grüßten ihn, und am liebsten hätte er jedem zugeufen: "Mein Sohn lebt!"

Wie Orgelbrausen klang die Brandung zu ihm herüber. Die Flut stieg, und weiße Schaumrosse jagten die goldbespielten Wellen auf den weißen Sand.

Wie von tausend bunten Märchengarben leuchteten sie dort in der Sonne.

Und Hinrich Dahlgren war es, als entschleierte sich seinem Auge ein nie geschautes Wunder, als müsse er anbetend niederfallen vor einer überwältigenden, unfassbaren Macht. Als habe ihn heute ein Abglanz des Paradieses berührt, so schritt er leichten Fußes dahin.

Sein Sohn lebte! — Da sollte Schwester Heilwig ihn nicht kümmern.

• • •

Aber noch schlimme und aufregende Tage und Nächte folgten.

Immer wieder, wenn man schon die Wut der Krankheit gebrochen glaubte, trat von neuem ein Rückfall ein, so daß sich der Stabsarzt und Schwester Heilwig oft bang und hoffnungslos in die Augen sahen. Noch manchen Tag, noch manche Nacht wachte der geängstigte Vater mit Schwester Heilwig an dem Krankenbett seines Sohnes, stumm, einer auf den Herzschlag des anderen lauschend, beide mit der gleichen Angst im Herzen und sich doch so welkenfremd. —

Tante Lina, Lordes und Oda waren auch schon wiederholt im Lazarett gewesen, aber der Stabsarzt hatte es entschieden abgelehnt, daß sich die Schwestern und Tante Lina an der Pfllege beteiligten.

Nur Abbe durfte länger weilen, da seine ruhige, überlegene Art so wohltuend auf den Kranken wirkte. Und dabei kam es dann, daß Abbe und Schwester Heilwig sich von Tag zu Tag näher kennen lernten und Abbes Bewunderung

für so viel stilles Heldentum von Tag zu Tag wuchs. Immer inniger fühlte er sich hingezogen zu der Frau, die Lordes so nahe stand und für die Lordes bei ihren Besuchen im Lazarett kaum einen flüchtigen Gruß hatte.

Lordes war längst wieder auf dem Jordandhofe, aber sie ließ die Leitung der Wirtschaft mehr und mehr ihren Händen entgleiten. Bleich, wie ein Schatten, ging sie umher.

Sie trauert um Oland, dachte dann Abbe und bemühte sich noch mehr, Lordes auszuweichen, um sie in ihrem Herzeleid nicht zu stören.

Eines Tages erschien Lordes ganz unerwartet in der Norderstube, die sie seit Abbes Heimkehr in seiner Anwesenheit noch nicht wieder betreten hatte.

Abbe saß an seinem schweren Eichenschreibtisch, vor sich die goldigen Knospen der Weide, die in einem hohen Glase standen. Er hatte sie heute morgen selber geschnitten, sich ein Stück Frühling in seine ernste Stube zu holen, und nun mußte er immerzu auf die schwellenden Knospen sehen, wie sie sich mehr und mehr dem Lichte öffneten. Draußen war der Himmel so wunderblau, und vor Olands Bild da duftete ein Strauß von Veilchen, die hatte wohl Anken Peters ihrem Liebling hingestellt, dessen Verlust ihr so tief zu Herzen ging.

Abbe sah erstaunt, fast erschreckt auf, als Lordes so plötzlich vor ihm stand.

"Ist etwas passiert?" fragte er, sich, so schnell er konnte, von seinem Schreibstisch erhebend.

"Nein," wehrte Lordes, "bitte, bleib sitzen, ich hole mir einen Stuhl hierher zu dir, ich möchte gern etwas mit dir bereden."

Abbe dückte mit einem Mal die ganze Stube voll Sonne, und doch lugte jetzt kein Sonnenstrahl hier herein. Das lag wohl an dem goldenen Scheitel Lordes, der so hell und licht leuchtete.

Aber Abbes Antlitz blieb kühl, ernst und beherrscht, als er Lordes, die ihm jetzt gegenüber Platz nahm, aufmerksam ansah.

"Bitte, Lordes," sagte er, "kann ich dir helfen?"

Sie sah so unglücklich, so blaß und verhärtet aus, daß ihm das Herz vor Mitleid schlug. Doch er wußte, er durfte nicht schwach sein.

"Ich habe eine Bitte an dich, Abbe."

"Sie ist im voraus gewährt, ich weiß ja, du wirst um nichts Unmögliches bitten."

Ein schattenhaftes Lächeln huschte um Lordes Mund.

Wie weh ihm dieses gequälte Lächeln tat.

"Es ist viel, was ich erbitte," sprach Lordes weiter, die langen Wimpern über die Augen senkend, "aber ich kann nicht anders, wenn ich auch weiß, daß Vater mir gewiß zürnen wird. Meine Bitte ist, mir zu erlauben, Abbe — sobald Klaus gesund ist und Schwester Heilwig hier doch wieder fort muß —, daß ich ihr unser Haus als Heim anbiete, weil sie doch schon so lange ganz heimatlos ist." —

Abbe fuhr unglaublich, fassungslos auf, dann sank er wieder in seinen Stuhl zurück. Er fand kein Wort der Erwiderung — er starrte nur immer Lordes in das schmerzende Gesicht. Nur der eine Gedanke beherrschte ihn plötzlich, wenn Lordes ihrer Mutter hier eine Heimat bieten wollte, dann dachte sie gar nicht daran, ihn zu verlassen. Dann wollte sie für immer bei ihm bleiben, trotzdem er ihr noch vor wenig Tagen versichert, Olands Tod ändere nichts an seinem Bessersprechen. Wenn er sie auch nicht mehr dem geliebten Bruder geben konnte, sie sollte frei und ungebunden jederzeit über sich und ihr Leben verfügen können.

Er mußte an den seltsamen Blick denken, mit dem sie daraufhin gefragt: "Und das Kind?"

"Das bleibt natürlich hier," hatte er mit hartem Blick geantwortet. "Es wird da groß werden, wo seine Vorfäter

gelebt haben. Du hast Zeit, dir alles gründlich zu überlegen —, kein schneller Entschluß soll dich binden.“

Und nun kam Lordes und bat ihn, ihre Mutter bei sich aufzunehmen?

Abbes Herz tat ein paar schnelle Schläge. Zu unsagbar schien es ihm. Er mußte sich beherrschen, er durfte nicht zeigen, wie Lordes Entschluß ihn aus allen Fugen brachte.

„Du antwortest nicht, Abbe,“ kam es traurig von Lordes Lippen. „Es ist ja vielleicht auch höchst befremdlich, was ich von dir erbitten möchte. Nicht genug, daß niemand weiß — trotzdem du ihr vielleicht näher stehst als ich —, wie die Mutter sich hier in unser Leben einfügen wird, du mußt auch darauf gefaßt sein, in ernstem Widerspruch mit dem Vater zu geraten. Ich meine nur, ich müßte es Mutter anbieten, die doch, wie mir Hennecke Fröding sagte, nirgends eine Heimat hat, die bisher immer nur für andere da war und die — wie der Doktor meint — unbedingt einmal ausspannen muß, wenn sie nicht ganz zusammenbrechen soll.“

Und nun tat Abbe doch, was er hatte vermeiden wollen, er reichte über den Schreibtisch herüber seiner Frau beide Hände und sagte, vor Erregung ganz heiser:

„Für deine Mutter ist hier stets eine Heimat bereit, Lordes, Du glaubst ja gar nicht, was du mir gibst, indem du mit dieser Bitte an mich herantrittst. Ich dank dir viel tausend Mal!“

Lordes schob die Hände ihres Mannes leicht zurück. Eine zarte Röte kam und ging in ihrem Antlitz.

„Du denkst zu gut von mir, Abbe, du wähnst, mein kindliches Herz treibe mich. Nein, es ist nur der entsetzliche Gedanke, daß meine Mutter wie eine Ausgestoßene durch die Welt irrt, daß sie, die nur für andere lebt, niemand hat, der ihr vielleicht einmal die Augen zudrückt.“

Abbe lächelte, das leise Lächeln der Ueberlegenheit, das Lordes so fürchtete.

„Es kommt nicht darauf an, Lordes, wie du deine Beweggründe nennst. Weiß Schwester Heilwig schon von deinen Plänen?“

Lordes schüttelte hastig den blonden Kopf.

„Nein, ich bin ihr ja bisher immer ausgewichen. Ich konnte mich ihr gegenüber nicht entschließen. Immer mußte ich daran denken, was sie unserem geliebten Vater angetan hat. Aber als ich gestern bei Klaus war und durch das Vorzimmer ging, da sah ich Oda selig lächelnd und laufend Schwester Heilwig zu Füßen sitzen und sah, wie diese so unsagbar gütig ihre Hand auf Odas Haupt gelegt hatte. Da — du siehst, wie kleinlich ich bin, Abbe — sagte mich plötzlich ein so grenzenloser Reiz — ich mußte mir Mühe geben, nicht laut aufzuweinen, und ich stürzte aus der Stube. Als ich dann heimkam zu Vater, da habe ich ihm gesagt: Vater, ich kann nicht anders, ich will zu meiner Mutter gehen und ihr sagen: hier ist dein Kind, Mutter, gib ihm deinen Segen.“

Vater sah mich ernst und groß an, dann wandte er sich still ab, und als ich versuchte, mich ihm liebevoll zu nähern, da schob er mich von sich und erwiderte:

„Du hast ein Recht, dein eigenes Leben zu leben, mein Kind. Wenn es dich trotz allem, was du weißt, zu deiner Mutter zieht, so kann ich dich nicht hindern, aber du müßtest dann zwischen mir und deiner Mutter wählen. Das darfst du nicht vergessen, Lordes.“

Abbe sah, wie Lordes nur mühsam ein Schluchzen bezwang.

„Dein Vater scheint hart, und doch begreife ich wohl den Zwiespalt, in den das Schicksal euch alle gestürzt hat. Du mußt aber selbst wissen, was du tust, Lordes.“

Die junge Frau stand auf.

(Fortsetzung folgt.)

Fleischerzeugung.

Vom Präsidenten des Kriegsernährungsamts von Batocki.

Während im feindlichen Auslande weite Ackerstrecken 1916 unbesiehlbar in Stoppeln und Unkraut lagen, war in Deutschland trotz Knappheit an menschlicher und tierischer Arbeitskraft auch im dritten Kriegsjahre alles mögliche Land fast restlos bestellt. Nicht minder bewundernswert ist es, daß die deutsche Landwirtschaft trotz fehlender Arbeitskräfte, trotz des Ausbleibens der gewaltigen Futtermittelfuhr der Friedenszeit, trotz der ungewöhnlich schlechten Heu- und Strohernte 1915 unseren Rinder- und Schafbestand der Zahl nach nur wenig verringert durch den schweren vorigen Winter durchgehalten und auch den Schweinebestand, der im Frieden auf Auslandsfutter ganz besonders angewiesen war, nach zeitweiligen Rückschlägen wieder auf eine überraschend hohe Zahl gebracht hat, während im feindlichen Auslande die Viehbestände durch den Krieg dezimiert sind.

Aber so erfreulich diese Tatsache an sich ist, so darf die zurzeit darin für die menschliche Ernährung liegende Gefahr bei falschem Vorgehen der Landwirte doch nicht unterschätzt werden. Die schlechte Kartoffelernte macht es nötig, alle verfügbaren gefunden Kartoffeln der menschlichen Ernährung zuzuführen. Sie zwingt auch dazu, einen großen Teil der zur Viehfütterung bestimmt gewesenen Kohlrüben dieser zu entziehen und sie nötigt endlich, anstelle der fortfallenden Kartoffelbrotstreckung und zur Herstellung von Graupen, Grieß, Haferflocken unsere Getreideernte in stark vermehrtem Umfange in Anspruch zu nehmen.

Sparsame Einteilung und Verwertung unserer gesamten Körnerernte nach dem hierfür aufgestellten Plan gewährleistet mit völliger Sicherheit ein Durchhalten bis zur neuen Ernte, aber nur dann, wenn der Vorrat, der planmäßig bis zur neuen Ernte reichen muß, nicht durch Verletzung der Einteilungsvorschriften seitens der Verbraucher oder der Landwirte vorzeitig aufgebraucht wird. Jeder Verbraucher, der sich zu Unrecht Waren verschafft und verzehrt, welche für die allgemeine Verteilung bestimmt sind, gefährdet an seinem Teil das Durchhalten und vergeht sich dadurch schwer gegen das allgemeine Wohl.

Nicht minder schwer vergeht sich aber der Landwirt, der, um mehr Rinder oder Schweine aufzuziehen und fett zu machen, Feldfrüchte als Futter verwendet, die als Nahrungsmittel für die Allgemeinheit bestimmt sind. Niemand darf denken: Auf meine kleine Uebertretung kommt es nicht an. Wenn von unseren Millionen landwirtschaftlicher Betriebe auch nur ein Teil die Einteilungsvorschriften verletzt, so kann das ganze Gebäude der Volksernährung schwer gefährdet werden.

Jeder einzelne Landwirt wird sich, wenn er Verständnis und Pflichtgefühl gegen das Vaterland besitzt, klar machen, daß jeder Scheffel gesunder Kartoffeln, den er widerrechtlich seinen Schweinen gibt, jede Hand voll Körner, die er nach den Vorschriften für Ernährungszwecke abliefern sollte, aber statt dessen verfüttert, einen kleinen Stein bedeutet, den er aus dem großen Gebäude des Volksernährungsplanes bis zur neuen Ernte herausreißt.

Nicht nur „wer Brotgetreide verfüttert, versündigt sich am Vaterlande“, wie es seit zwei Jahren in den Blättern steht, sondern heute gilt: wer gesunde Kartoffeln oder Getreide oder Hülsenfrüchte oder sonstige Erzeugnisse irgendwelcher Art, die er nach den Bestimmungen abzuliefern hat, verfüttert, versündigt sich am Vaterland. Die dadurch vermehrte Lieferung von Fleisch und anderen tierischen Erzeugnissen bildet keinen Ausgleich für den Schaden, der unserer Volksernährung durch solche Uebertretungen zugefügt wird. Darum gilt es die Gewissen zu schärfen, sonst wäre alle Mühe der verant-

wortlichen Stellen, durch richtige Einteilung der Vorräte die Volksernährung zu sichern, schließlich vergebens.

Die Redensart, daß man „das arme Vieh nicht hungern lassen könne“, hat keine Berechtigung. Schlachtvieh, auch noch nicht vollreifes, wird heute für das Heer und die Bevölkerung reichlich gebraucht und die Ankaufsstellen im ganzen Reich sind angewiesen, auch schlachtunreifes Vieh und Schweine jeder Art zu angemessenen Preisen jedem Landwirt schleunigst abzunehmen, der erklärt, nicht mehr Futter genug zu haben, um sie ohne Übertretung der Vorschriften mit Erfolg weiter halten zu können. Um möglichst viel Milch und Magermilch für den menschlichen Genuß zu erhalten, soll auch die schnelle Ablieferung nicht zur Aufzucht bestimmter Kälber und Ferkel, am besten schon gleich nach dem Absetzen von der Mutter, den Landwirten durch die Abnahmestellen erleichtert werden.

Die Reichsfleischstelle in Berlin hat die besondere Aufgabe, dafür zu sorgen, daß das überall geschieht und etwa bestehenden örtlichen Mißständen abzuweichen. Die Entschuldigung, daß die Verletzung von Verfütterungsverboten unvermeidlich sei, um das Vieh nicht hungern oder an Gewicht abnehmen zu lassen, ist also heutzutage unter keinen Umständen stichhaltig. Wer unter solchem Vorwand Nahrungsmittel verfüttert, die der menschlichen Ernährung abgeliefert werden sollen, weil sie für diese unbedingt notwendig sind, der verflucht sich, vielleicht oft, ohne es sich selbst klar zu machen, schwer am Vaterlande und gefährdet an seinem Teil unter Durchhalten im Kriege. Jeder hat im Gegenteil die Pflicht, der bestimmungswidrigen Verfütterung von Nahrungsmitteln, wo er davon erfährt, entgegenzutreten.

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

11. Januar 1916. Im Westen kam es bei Le Mesnil und Pille zu Kämpfen, während im Osten bei Illust ein russischer Angriff abgewiesen wurde und namentlich an der bessarabischen Grenze in fünf schweren Infanterieangriffen die Russen geradezu in die Flucht geschlagen wurden. — In Montenegro drangen die siegreichen österreichischen Truppen gegen Cetinje, die nahe dieser Hauptstadt gelegenen Höhen wurden genommen und in 70 stündigem Kampfe auch die Felshöhe von Grahovo.

12. Januar 1916. Im Westen mehrten sich die feindlichen Angriffe; bei Armentieres wurden die Engländer, bei Le Mesnil die Franzosen zurückgeschlagen. — An der italienischen Front kam es zu Geschützkämpfen. — Als sehr groß und umfangreich erwies sich die türkische Beute an den Dardanellen. — Die Russen versuchten an der Kaukasusfront am Arasfluß einen Angriff auf die türkische Stellung, sie wurden jedoch unter bedeutenden Verlusten zurückgeworfen.

13. Januar 1916. An der bessarabischen Front, bei Towouk und Racanize machten die Russen einen Durchbruchversuch in fünf großen Angriffen, indes blieb ihr Mühen erfolglos. — In Montenegro wurde die Hauptstadt Cetinje besetzt und der König wie die montenegrinische Regierung baten nun um Frieden; dieser sollte ihnen gewährt werden, wenn die bedingungslose Waffenstreckung erfolge. — Die Entente leistete sich einen neuen Gewaltstreich mit der Sprengung der Struma-Brücke bei Demi-Hissar, wodurch die Verbindung Griechenlands mit Saloniki unterbrochen wurde. — In England wurde die allgemeine Dienstpflicht in zweiter Lesung im Unterhause mit großer Mehrheit angenommen.

14. Januar 1916. Zu einer großen Tagesschlacht gestaltete sich das erbitterte Ringen an der bessarabischen Front; die russischen Angriffe, immer wieder in 12 bis 14 gliedrigen Kolonnen anstürmend, wurden bei Towouk und Racanize im Bajonettkampf zurückgeschlagen. — In Montenegro

wurde der Feind weiter verfolgt, Spizza ward genommen und in Cetinje große Beute gemacht. — An der Kaukasusfront, wo die Russen in gleicher Weise um jeden Preis durchzubrechen suchten wie in Bessarabien, holten sie sich an der türkischen Zähigkeit und Tapferkeit schwere Niederlagen.

15. Januar 1916. Im deutschen Reichstag wurde der Baralong-Fall besprochen und allgemein verurteilt. — An der italienischen Front gab es an verschiedenen Stellen starkes Geschützfeuer. — Einen neuen Gewaltakt leistete sich die Entente in der Besetzung des griechischen Hafens Phalron. — Am frühen Morgen dieses Tages verließ der erste Balkanzug Berlin in der Richtung Dresden, Wien, Konstantinopel.

16. Januar 1916. Die montenegrinische Regierung nahm die bedingungslose Waffenstreckung an, womit der Feldzug in Montenegro beendet erschien. — An der persischen Grenze befreiten die Türken die Stadt Rängwar aus den Händen der Russen und schlugen die russische Reiterei bei Miaudoab und Urmia.

17. Januar 1916. Mit einem vollen Siege der Oesterreicher war nun die große Neujahrschlacht in Ostgalizien und an der bessarabischen Front beendet; 24 Tage lang hatten die gewaltigen Kämpfe gedauert, 70000 Mann hatten die Russen für diesen umfassenden Durchbruchversuch geopfert. — Auch an der Kaukasusfront mußten die Russen vorläufig ihre Operationen einstellen, da hier die Türken siegreich waren. — In Mazedonien wurde der französische General Sarraill zum Oberbefehlshaber des Ententeheeres ernannt. — An diesem Tage kam der erste Balkanzug in Konstantinopel an, ein Ereignis, das allgemein voll gewürdigt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Luftige Ecke.

Aus den Meggendorfer Blättern.

Bisitenkarte

Joseph Wamperl,
ehemaliger Butter- und Eierhändler.

Ein Schlauer

— „Wo werden Sie speisen, wenn Sie sich in Berlin aufhalten?“

— „Wo! Das ist doch ganz klar — im Kriegsernährungsamt.“

Kindliche Frage

— „Mutti, du sagtest doch, wir hätten Rundreisehefte; die sind doch aber garnicht rund?“

Selbstverständlich

— „Sie meinen, Ihr Sohn wird 'mal eine feine Partie machen?“

— „Na und ob! Er ist doch Schreiber bei einem Heiratsvermittler, und da wird er sich nicht die Schlechteste aussuchen!“

Uebereinstimmung

Herr: „Sie brauchen mir unbedingt zuviel Wirtschaftsgeld, Frau Meier.“

Haushälterin: „Aber jetzt in dieser Zeit, Herr. Sie müssen doch billig denken.“

— „Das tue ich ja eben.“